



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Grete Füllunger

Roman von Alfred Döck

(Fortsetzung)

Der Altmeister lächelte. „Darüber wären wir also content. Nu will ich Ihnen was sagen, Grete. Sie und ich, wir sind alle zwei zu gutaläubig gewesen. Geschehen ist geschehen. Das Simulieren hintennach hat keinen Wert. Achtundzwanzig Jahr hab ich hier mein Mannwerk getan. Wie man's anpackt, hat man's in Händen. 's müßt sonderbar zugehen, wenn ich das Krämchen nicht wieder in Ordnung brücht!“

Es kam in Ordnung. Von dem Tag an, daß Rühmann die weiße Schürze umband und sein Handwerk im alten Geleise trieb, war das Vertrauen zum Geschäft wiederhergestellt. Im Laden war ein Begrüßen und Händeschütteln, daß der Meister nur immer zu danken hatte. Die Frau Hofrat Wender, die als lässige Zahlerin bekannt war, rauschte herein:

„Wie Sie hier waren, Herr Rühmann, hatte ich keine Veranlassung, zu klagen. Bei Ihrem Nachfolger war die Bedienung geradezu skandalös. Das wird sich nun hoffentlich ändern!“

Der Katsdiener Dauber, mit einer Miene, als ob er kein Wasserchen trüben könne, hielt eine kleine Rede.

„Wissen Sie, was ich gesagt hab, Meister, wie Sie fortgegangen waren? „Dem Herr Rühmann sein Weggang ist ein Verlust für unsere Stadt!“ „Als Steuerzahler!“ meinte einer. „Nein,“ sagt' ich, „als Mehger und Mensch. Er war ein Ehrenmann durch und durch. Warf ja und Rein nicht in einen Topf. In seinem Handwerk war er obenan. Es ist nicht alles Wurst, was als Wurst verkauft wird. Wurstmachen ist auch eine Kunst. Der Herr Rühmann verstand's. Und was ich besonders an ihm schätzte, er hatte eine noble Natur, gab, denen er's gönnte!“ So sagt' ich. Vest ist in der Stadt nur eine Stimme: die Leute freuen sich, daß Sie wieder gekommen sind. Der Zulauf bewelst's!“

Grete, die hinter dem Ladentisch ihre Schuldigkeit tat, hörte das alles mit an.

Noch gingen die bösen Zungen im Galopp.

Den Foll geseht, Rühmann wog ihr die Stelle mit Gold auf. Grete hätte nicht bleiben dürfen. Wenn sie als frühere Meistersfrau so wenig auf Stand und Reputierlichkeit hielt, konnte man keinen Respekt vor ihr haben. Was plante sie? Vielleicht wollte sie den Altmeister fangen. Möglich auch, daß sie noch auf den Buchbinder spekulierte. Es war alles schon dagewesen.

Ludwig Ibold wurde nicht minder verhaft. Gericht hin, Gericht her. Es war keine Seele dabei, wie er und Gonder aneinander gerieten. Der alte Liebhaber und der eifersüchtige Ehemann, wie rasch ward da ein Fünkchen zur Flamme! Der Stärkste fand seinen Meister, wenn er angetrunken war. Und der Gollath hatte schief geladen. Das hatten die Rainröder bezeugt. Ob ihm der Buchbinder den tödlichen Stich gegeben, das mußte der mit seinem Gewissen abmachen.

Derlei lästerliches Gerede wurde sogar in die „Post“ getragen, so daß der Herr Geheimrat Schönborn sich bemüht sah, vom Stammtisch aus zu erklären, und zwar so laut, daß es das ganze Lokal durchhallte:

„Man wird den Ehrabschneidern die Mäuler stopfen! Wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen andern unwahre Tatsachen behauptet, die diesen verächtlich machen und in der öffentlichen Meinung herabsetzen, wird wegen verleumderischer Beleidigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Das merkte man sich!“

Der Herr Geheimrat Schönborn war ein Mann, der das größte Ansehen genoß. Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der große Strom des Stadtklatsches schwoll ab; im geheimen aber liefen die trüben Bäcklein weiter.

Der Altmeister machte von Gretes Einrichtung keinen Gebrauch. Zwei Zimmer, die er in Anspruch nahm, stattete er mit seinem eigenen Hausrat aus. Den hatte eine Fuhrer von Nidda gebracht. Was er besaß, war ihm vom Vater und Großvater zugefallen und gehörte zu seinem Wohlbeständen. Er war kein Wirtshausläufer. War das Geschäft geschlossen, las er die Zeitung oder allerlei Bücher, die er bei einem Antiquar erstanden.

Grete hatte sich abends nach Tisch in ihre Stube zurückgezogen. Der Altmeister holte sie herüber und zeigte ihr seine Schätze: einen schön gemaserten Sekretär, einen Schrank mit geheimem Fach und eine zierliche Truhe, alles im Geschmack der Biedermeierzeit.

Der Altmeister schweigte in Familien-erinnerungen. Ein wenig von seiner behaglichen Stimmung ging auf Grete über. War sie aber allein, kamen die Gedanken in schwarzen Schwärmen, und eine große Verzagttheit fiel sie an. Ihre Schulkameradin, Else Köber, hatte geschrieben, ein Freund ihres Mannes, der Gutspächter Martini in Bilbel, habe seine Frau verloren und suche eine Stütze. Grete sollte sofort kommen, sich dem Herrn vorzustellen. Es seien zwei nette Buben da von sieben und neun Jahren. Martini sehe sich gut. Bei ihm sei Grete am rechten Platz. Sie hatte einen ablehnenden Bescheid gegeben. Wenn Rühmann sie in seinem Dienst behielt, hatte sie nicht das Recht, sich anderwärts um eine Stelle zu bewerben. Wie ließ er sie merken, daß sie seine Schuldnerin war. Sah sie, wie er sein Geschäft führte, fand sie verwirrtlich, was sie Theobald immer und immer gepredigt hatte: „Treib's klein und rein!“ Rühmann tat's. Daß er gut verdiente, lag auf der Hand. Nach den Schreckenstagen kam sie jetzt erst zu Atem und zur vollen Erkenntnis ihrer Lage. Sie hatte nicht mehr so viel, daß sie den Fuß darauf setzen konnte. Daß es ihr einmal so gehen würde, war ihr nicht an der Wiege gesungen worden. Wüß't ihr Vater, sein Saub würde sich unter der Erde wenden. Alles Gewinn-süchtige hatte ihm ferngelegen. Daß er aus Not nichts zu entbehren brauchte, daß er mit dem Seinen frei schalten und walten durfte, hatte er als Geschenk von oben betrachtet. Auch seiner Tochter war das Geld nicht ans Herz gewachsen. Und doch, daß sie fortan nicht mehr aus dem eignen Brunnen schöpfen sollte, schnitt ihr arg ins Leben.

Der Altmeister, der immer so feinnützig Schöpfer vergnügt war, sprach: „Geschehen ist geschehen, das Simulieren hintennach hat keinen Wert.“ Er hatte gut reden. Was sie

erlebt hatte, wischte sich nicht so weg. Am Tag tat die Arbeit dem Spintflören Einhalt. Nachts fand sie keinen Schlaf. Dufelte sie ein bißchen ein, fuhr sie von schreckhaften Bildern geängstigt auf. Es konnte keine Einbildung sein, jemand schlörpfe über den Flur und stöhnte jammervoll. Es ging ihr durch Mark und Bein. Im Laden hielten sie erzählt, seit er aus der Haft entlassen war, lag Ludwig Ibold matt und zitterig zu Bett. Auf Anordnung des Arztes mußte im Hause die größte Stille herrschen. Ratterte draußen ein Wagen vorüber, schrie Ludwig auf. Deshalb war die Straße mit Stroh belegt worden. Der Kranke verweigerte die Nahrung, die Schwäche nahm zu. Er mußte wohl doch etwas auf dem Kerbholz haben, und die Gerechtigkeit Gottes nahm ihren Lauf. So wurde im Laden gesprochen. Wie glühende Pfeile drangen die Worte auf sie ein, und ihr Herz ward von widerstreitenden Gefühlen zerrissen.

Frau Ibold und Trina, die Krankenschwester, hatten sich in Ludwigs Pflege geteilt. Drei Wochen lang war sein Zustand so besorgniserregend, daß der alte Doktor Kühnhold täglich zweimal kam. Mit einem Male trat eine Wendung zum Bessern ein. Die Herzschwäche, die den Doktor beunruhigt hatte, minderte sich. Stunden ununterbrochenen Schlafs trugen nicht am wenigsten dazu bei, die gesunkenen Kräfte zu heben. Der Kranke sagte, der Kopfdruck, unter dem er gelitten, sei verschwunden, das Schwindelgefühl lasse noch. Auch der Appetit stellte sich wieder ein. Frau Ibold, die ihrem Sohn gleich kräftigste Kost darreichen wollte, stieß auf den Widerstand des erfahrenen Arztes.

„Ich denk, der Ludwig ist über den Berg. Nun wollen wir erst recht vorsichtig sein. Nur milde Diät! Und überfüttern Sie ihn nicht. Sie würden ihm bloß schaden. Und das wollen Sie doch nicht!“

Der Genesende sollte vollkommener Ruhe überlassen bleiben.

Ludwig selber, obwohl sein Lebenstrieb neu erwachte, hatte das Gefühl, daß er der Schonung bedürfte. Noch war seine Erregbarkeit so groß, daß er jedes Geräusch, ja, jedes überlaut gesprochene Wort wie einen körperlichen Schmerz empfand. Gottlob! Die wilde Jagd der Gedanken, die in grausamen Wirbel sein Hirn durchrauste, war vorüber. Still lag er da und überdachte, was ihn berührt und erschüttert hatte. Wenige Tage vor der Begegnung mit Theobald Sonder war er aus Darmstadt zurückgekehrt. Dort hatte der Direktor der Landesbibliothek für Buchbinder eine Ausstellung von Erzeugnissen früher, mittelalterlicher und neuzeitlicher Einbandkunst veranstaltet, hatte den Meistern, die von nah und fern sich eingefunden, die Schätze gezeigt, deren kundiger Hüter er war. Bei den Prachtstücken des Kurfürsten August von Sachsen wurde offenbar, bis zu welchem Grad von Vollkommenheit schon damals die Einbandkunst sich entwickelt hatte. Die Sachsenbände mit ihrer reichen Ausschmückung, ihren Ziergoldschmitten hatten es Ludwig angetan. Diese Wunderwerke kamen seinem Streben nach Süßigkeit und Eigenart sichtbar entgegen. Gewiß, es waren ihm Einbände von einfacher, vornehmer Wirkung gelungen; sie wurden geschätzt und nach ihrem Wert bezahlt. Nun aber, durch die Ausstellung geweckt, drang eine Fülle von Ideen auf ihn ein. Ganz begeistert war er heimge-

fahren, hatte der Mutter und seinem Freund, dem Lehrer in Rainrod, von all den Einbrüchen erzählt, hatte Pläne, die ihn zu verfeinerter Bestaftung seiner Tätigkeit, die ihn zur Reise führen sollten. Da hatte ihn sein Verhängnis in die traurige Begebenheit am Baumstück verstrickt. Nach dem Entschließen, das er erfahren, war alles in ihm wie ausgebrannt, wie abgestorben. Die bleiche Furcht flüsterte ihm ins Ohr: „Völlig erschöpft, wie Du bist, wirst Du fortan Deiner künstlerischen Arbeit nicht mehr gewachsen sein!“ Die Angst, die Unruhe verließen ihn nicht. Hinter Schloß und Kiegel, während er in unerträglicher, nervenzerrüttender Spannung auf die Entscheidung wartete, hatte der Richter in ihm seine Stimme erhoben, hatte gesprochen: „Geht Du auch hier strafflos aus, Du brauchst Dich nicht in die Brust zu werfen. Du hast noch Scharren auszuweken. In Deinem Leben häuft sich Schuld auf Schuld. Der Arm des Befehes reicht nicht überall hin. Du hast Deinen besten Freund hintergangen. Dein Vater hat seine Tage beschloffen, eh daß Du ihm die Hand zur Verhöhnung gereicht. An der Grete hast Du wie ein Schubiack gehandelt. Dir fehlt die Festigkeit, die reine Gesinnung, die Treue in großen und kleinen Dingen. Der Dünkel liegt Dir wie ein Stein vor den Augen, daß kein rechtes Licht hineinscheinen mag!“ So klagte ihn sein Gewissen an. Die Tür des Hastlokals öffnete sich, er wandte zu seiner Mutter, die in den Schreckenstagen schneeweiß geworden war. Die Krankheit warf ihn nieder. In vielen bitteren Stunden hatte ihn unablässig der Gedanke verfolgt: „Wirst Du der Gesundheit auch wiedergegeben. Dein Leben wird arm und elend sein, wenn Du nicht gut machen kannst, was Du an der Grete gesündigt hast!“

Die Besserung in seinem Befinden schritt voran. Tagsüber durfte er ein paar Stunden außer Bett zubringen. Er begann an allem Anteil zu nehmen, was in seiner Umgebung vorging. Auf bequemem Lager ruhend, hörte er der Schwester Trina zu. Das war eine rotbäckige Kaffeeerin, aus deren Augen Güte und Schalkheit sprachen. Sie hatte oft auf dem Land gepflegt, war mit den Gepflogenheiten der Bauern, ihrem Pops und Aberglauben wohlvertraut. Den Patienten zu unterhalten, trug sie allerlei aus ihrem ländlichen Erfahrungskreis vor. Im vergangenen Herbst war's, daß man sie nach Bermuthshain gerufen hatte. Dort wütete der Keuchhusten unter den Kindern. Der Peter Schrupp, ein begüterter Mann, dem die Dörfler den Spottnamen Luwak beigelegt hatten, wollte für seine kranken Buben keinen Arzt. Er gab ihnen Feidrautentee. Dann mußten sie sich in ihre getragenen Hemden schneuzen, die beiseite nicht gewaschen werden durften. Der Bauer, der an entzündeten Augen litt, legte weißen Käse darauf. Das sollte helfen. Im Dorf war Kirmes. Der Schäferhannes, der keinen Steckerreiter hatte, gedachte abends auf den Festplatz zu gehen. „Wenn Dir aber ein Schaf gestohlen wird!“ stellte man ihm vor. „s wird mir nig gestohlen,“ erwiderte er. „Und wenn einer grappsch, muß er stehen bleiben, bis ich komm. Ich hab den Pserch besprochen!“ Der Hannes ging auf den Festplatz, war felesenvergnügt und lagte ein Rännchen Brantwein nach dem andern

durch die Gurgel. Wie er gegen Mitternacht an seinen Pserch kam, stand mitten drin ein Mann und hatte einen Hammel auf dem Buckel. Es war ein Mehger und großer Lumpack —

Ludwig verfärbte sich und fuhr in die Höhe, daß die Schwester abbrach.

„Ist Ihnen nicht gut, Herr Ibold?“

„Mir ist nichts!“ antwortete er und nahm seine bequeme Lage wieder ein.

Ueber eine Weile fragte er:

„Haben Sie etwas gehört, wie's der Frau Sonder geht?“

Die Schwester berichtete über die Wandlung der Dinge im Mehgerhaus, daß der Altmeister wieder Geschäftsbeführer geworden sei, und daß ihm Grete gute Dienste leiste. Sie sei eine seltsame Frau, die sich als wahre Heldin in ihr Schicksal zu finden wisse. Die Schwester hatte in Grete hineingeschaut, da der Meister Füllunger auf dem Siechbett lag. Die Tochter, so weh ihr zumute war, konnte sich nicht genug tun, den Todkranken aufzuheitern und das Lämplein der Hoffnung in ihm zu entzünden. Der Meister schied hin. Erst hatte der Schmerz Grete stumm gemacht. Hernach war's ihr ein Trost, über den Vater zu sprechen. An seiner unerschütterlichen Ruhe hatte sie einen Halt gehabt, wenn ihr Gleichmut ins Wanken kam. Hatte er etwas an ihr auszuweisen, hielt er mit seinem Tadel nicht zurück. Doch quälte er sie nie mit übertriebenen Reden, was sie zu tun und zu lassen hatte. Sie war erwachsen. Das achtete er. Vater und Tochter standen zueinander wie gute Freunde. Kein Wunder, daß der Tod des Meisters Grete doppelt schwer traf. Nur aus ihrem Verlassenheitsgefühl war's zu erklären, daß sie zur bösen Stunde den Mehger geheiratet hatte.

Die Schwester ging. Ludwig sann ihren Worten nach. Den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, war Gretes Los. Wieviel Ueberwindung mochte es sie gekostet haben, bis sie als Angestellte hinter den Ladentisch trat! Hätte er sie nicht im Stich gelassen, hätte ihr Leben einen andern Lauf genommen. Ohne daß er sich darüber klar wurde, wie er es ins Werk setzen sollte, lebte er sich in die Vorstellung hinein, es müßte für ihn eine Möglichkeit geben, der Hirtgetroffenen zu helfen. Die Erinnerung führte ihn all die Wege wieder, die er mit ihr gegangen war, durchklang ihn wie eine wunderjame Melodie.

Frau Ibold, die ihren Sohn vor jeder Aufregung behüten wollte, hatte ihm verschwiegen, daß Grete in Armut und Abhängigkeit geraten war. Als sie im Zwielicht mit einem guten Süppchen ins Zimmer trat, erfuhr sie, daß Schwester Trina aus der Schule geplaudert hatte. Indessen gewährte sie zu ihrer Berwunderung, daß Ludwig keineswegs niedergeschlagen war, vielmehr meinte, er fühle sich weit wohlter, er hoffe, bald ganz gesund zu sein.

„Gut Mutter,“ sprach er, „vordem ich krank war, hab ich nur über meine Kunst einbänd' simellert. Jetzt weiß ich, ich hab noch was Wichtigeres zu tun: ich darf nicht ruhen, bis ich der Grete aus ihrem Unglück helf.“

„Das war mein größter Wunsch!“ sagte Frau Ibold, das Gesicht von einem frohen Erstaunen erhellt. „Aber zwischen Dir und der Grete steht viel. Wenn Du

das überseht schaffst, soll Dir nicht leid sein, was Du in den Wochen durchgemacht hast!"

Der Altmeister Rühlmann hatte als Kenner in Ribda nicht gewußt, wie er seine Zeit totschlagen sollte, war nahe daran gewesen, aus lauter Langeweile milzuchtig zu werden. Nun hatte er seine Beschäftigung, war munterer und beweglicher denn je. Den Betrieb hielt er in seinen alten Grenzen. Er sah die Kasse gefüllt und legte Geld auf die hohe Kante. Vorläufig dachte er nicht daran, für die Meggerei einen Käufer zu suchen. In Ribda bei seiner Tochter war er das fünfte Rad am Wagen gewesen. Dazu kam, daß sein Schwiegerjohn ein Streithammel war, dem er am liebsten aus dem Wege ging. Jetzt hatte er seinen Frieden. Die Grete umgab ihn mit einer Aufmerksamkeit, die er seit dem Tod seiner Frau vermißt hatte. Es war eine Staatsperson, die Grete, geschick, praktisch und von gutem Gemüt. Daß Theobald, der Hornochs, den Wer! einer solchen Frau verkauft hatte, war nicht zu begreifen. Eins beunruhigte den Altmeister. Die Grete war wie ein Schatten an der Wand. Die frische Luft fehlte ihr. Die brauchte der Mensch, wenn er nicht verkümmern sollte. Er trieb und trieb. Hin und wieder machte sie in der Stadt eine kleine Besorgung. Sonst setzte sie keinen Schritt vor die Tür. Er hatte sich jetzt hinter den Lehrer Rahm gesteckt. Vielleicht, daß der es fertig brachte, ihren Dickkopf zu brechen. —

„Der Höppler in Stornfels hat die Häute und läßt nichts von sich hören," sprach der Altmeister eines Sonntags zur Grete. „Der Quackler zieht gern ab. 's ist am besten, ich mach hin. 's ist ein schöner Weg da hinauf. Gehen Sie mit?"

„Der Lehrer Rahm hat mir sagen lassen, er holt mich ab," erwiderte Grete. „Er will mit mir nach dem Jägerhaus!"

„Ei, er der Herr Rahm!" tat der Altmeister erstaunt. „No, das freut mich. Lüften Sie sich emol ordentlich aus. Dann kriegen Sie wieder Farb. Das Einfließen macht kränkerlich!"

Nachmittags wartete Grete auf den Lehrer. Der kam nicht. Endlich schickte er einen Boten. Seine Schwester aus Orb hatte ihn mit ihrem Besuch überrascht. Der Ausflug sollte bis zum künftigen Sonntag verschoben werden.

Grete beschloß, allein zu gehen. Ohne daß ihr jemand begegnete, gelangte sie ins Freie. Sie überschritt den Bach. Nach einer halben Stunde gemächlichen Wanderns nahm der Wald sie auf. Mächtige Buchen überwölbten den Pfad. Durch die Zweige rieselte das Sonnenlicht, malte sich in goldenen Tupsen auf den Boden. Hellgrüne Preßfliegen saßen an den Stämmen hin und her. Bunte Schmetterlinge flogen vorüber. Waldveischen und Ehrenpreis schmückten den Grund. Soweit die Augen trugen, leuchtete ein Meer von Farben.

Grete entging nichts, alles umfaßte sie mit Innigkeit. Begierig atmte sie die kräftige Luft. Die Natur machte stark. Mit festen Schritten ging sie weiter.

Eine Pflanzung tat sich auf. Mitteninne träumte ein kleiner Weiber. Basaltblöcke lagerten ringsher. Dazwischen standen Farnkräuter in gewaltiger Fülle.

Grete schlug die Richtung nach dem Jägerhaus ein. Von dorther kam ein Mann. Bangsam, mit schleppenden Schritten.

Nun erkannte sie ihn: es war Ludwig Ibold. Sie fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen strömte. Die Krankheit hatte er überstanden, das Behen — das sah man — fiel ihm noch schwer. Am besten sie lehrte um. Sacht, sacht! Sie hatte die Begegnung nicht zu scheuen. Wenn er sie grüßte, grüßte sie ihn wieder. Damit war's abgetan.

Er kam näher. Zog mit einer unsicheren Bewegung den Hut.

So gottserbärmlich sah er aus, daß sie, von Mitleid ergriffen, alle Bedenken vergaß und das Wort an ihn richtete.

„Du warst krank, Ludwig?"

„Ja" sagte er mit zitternder Stimme.

„Du hast lang gelegen?"

„Ueber drei Wochen. Dann bin ich aufgestanden und muß mich wieder legen." „Aber jetzt macht sich's?"

„Ja. Ich bin schon ein paarmal draußen gewesen."

„Du darfst nicht gleich über Deine Kräfte gehen."

„Die Schwäche geht mir noch arg zu."

„Die Natur hilft sich selbst. Man muß ihr nur Zeit lassen."

„Das ist wahr."

„Und manchmal ist's so, daß man nach einer Krankheit viel gesunder wird."

„Das hoff ich."

„Ich wünsch Dir gute Besserung!"

Sie wandte sich zum Behen. Sein bitterer Blick hielt sie fest.

„Gott sei Dank, Grete, daß ich Dich hier treff. Tag und Nacht hab ich überlegt, wie ich's anfangen sollt, daß ich Dich einmal sprech!"

Sie tat einen Schritt zurück.

„Ich wüß nicht, was Du mit mir zu sprechen hätst. Daß Du ohne Deinen Willen in das Unglück am Baumstück hineingekommen bist, brauchst Du mir nicht zu sagen. Das hab ich gleich für gewiß genommen."

Eine jähe Röte überflog sein Gesicht.

„Dessenthalben, Grete — so hart mich's mitgenommen hat — fühl ich mich ganz freil! Aber sonst hab ich wegen Dir ein schlecht Gewissen. Glaub nicht, daß ich neben dem Herz her red. Ich müßt mein Leben lang auf den Knien laufen, wenn ich nicht vor Dir aufdeck, was mich von Dir abgebracht hat!"

Eine Faltte trat auf ihre Stirn.

„Das ist vorbel!"

Er legte die Hand auf die Brust.

„Für mich nicht, Grete! Du weißt nicht, in was für einer Not ich bin. Und wie's mich quält. Einmal muß es lautbar werden!"

„Nein, Ludwig!" wehrte sie ab.

Ganz gebrochen schaute er zu ihr auf.

„Ich bitt Dich, Grete, hör mich an!"

Er hatte der Treue ins Gesicht geschlagen, waren ihre Gedanken, hatte ihr junges Leben verdirrt. Die Gewissensangst war's, die aus ihm sprach. Das Böse bestrafte sich selber. Sollte sie ihr Ohr ihm verschließen, wo er so elend, so himfällig war? Das wollte, das konnte sie nicht.

Dichtbei lag ein Stoß Holz geschichtet. Daran lehnte er sich, indes sie vor ihm stehen blieb.

„Wahrheits meinst Du, ich wär statkerig und gaukelig gewesen," begann er. „Ich will Dir's gestehen: ich war viel schlechter. Mir ist das Schlimmste passiert, was einem Menschen passieren kann. Ich hatt die Richtung vor mir selber verloren."

Du in Deiner Reingen weißt nicht, was das heißt: die Sünd auf dem Rücken tragen, in wählender Blag und Bangigkeit sein, die Schand!asterlichkeit verfluchen und doch nicht widersehen können!"

Er atmte schwer. Um seinen Mund legte sich ein bitterer Zug.

Mit voller Offenheit erzählte er ihr, wie ihn die Frau seines blinden Freundes in ihre Schlingen gelockt hatte, wie er tiefer, immer tiefer gesunken war und in seiner Bemakelung nicht mehr den Mut gefunden hatte, an sie zu schreiben. Wie er sich dann endlich losriß, wie ihn an dem Tag, ja in der Stunde, da er heimfahren wollte, das Telegramm erreichte, das ihn an das Stierbelager seines Vaters rief.

Daß er der Wahrheit keinen Mantel umhängte, dachte Grete, daß er aufrichtig seine Vergehung bekannte, nicht den leiseften Versuch machte, sich weiß zu brennen, minderte seine Schuld.

„Ich wollt einen neuen Weg in der Heimat gehen," fuhr er fort, „der war mir verperrt. Dem Vater konnt ich die Hand nicht mehr geben. Du warst versprochen. Nur meine Mutter hat's sellemal gemerkt, wie unglücklich, wie verzweifelt ich war. Ich hatt einen Ekel vor dem Leben. Aus dem Geschäft macht ich mir nichts. Wenn mir der Gesell was sagen tat, hatt ich's in der nächsten Minut vergessen. Ich war ganz verwergelt. Manchmal meint ich, ich käm vom Verstand. Da war's meine Mutter, die mich aus der Bedumpfteit zog und nicht nachließ, bis sie mich zur Arbeit bracht. Dadesfür muß ich ihr ewig dankbar sein. Ich warf mich auf meine Kunst. Du brauchst einen ganzen Mann. Ich wär ein schlechter Handwerker, wurd geschwächt. Dadrin lag mir nichts. Ich spann mich ein, 's war gewiß kein verkappter Stolz. Draußen wird man bescheiden. Ich wußt, was ich für ein Bernwerk noch vor mir hatt. Die Mutter ging um mich herum, hielt alles von mir ab. Dann kam die schrecklich Nacht und das Nachspiel mit dem Gericht. Ich hatte nur einen Gedanken: „Die Grete, die Grete!" Die Krankheit tat mich belangen. Erst von der Schwester Trina hab ich erfahren, in was für einer Lag' Du bist, wie das Unglück Dich gepackt hat und nicht mehr loslassen will!"

Er hielt inne, trat an sie heran und ergriff ihre Hand.

„Daß ich mich beschmieren will, Grete, schätzst Du mir wohl nicht zu. Und wirft's nicht böß aufraffen, wenn ich Dir sag: ich hab mein Brot und hab noch mehr. Nimmst Du's von einem an, daß er Dir hilft, bin ich der Nächste dazu!"

„Ludwig," erwiderte sie, ihre Hand ihm entziehend, „ich weiß nun, wie alles mit Dir gekommen ist. Und das ist mir lieb. Für Dich. Und für mich. Das Unglück geht an keinem vorüber. Jetzt trifft's mich. Ich halt still und trag's. 's scheint, Du kennst mich nicht mehr. Ich laß mir nicht helfen. Von Dir nicht. Von niemand nicht. Ich helf mir selbst!"

Von der Stadt her näherten sich Leute. Da schied sie von ihm und setzte ihren Weg fort.

Die Worte ihres alten Lehrers klangen ihr im Ohr: „Die Menschen können einem sehr wehtun, und man muß doch wieder Zutrauen zu ihnen lassen!" Dem Ludwig nicht zuließ und zuletzt gesprochen: war er schlecht? Was er in Stuttgart getan hatte, mochten andre junge Leute vielleicht gar

nicht als Sünde betrachten. Ihn marterte es, und es ging ihm nach. Daß er sich nicht getraut hatte, ihr zu schreiben, offenbarte, daß er nicht heucheln konnte. Er war nicht schlecht. Gut, daß er sein Gewissen erleichtert hatte: sie würde inskünftig ohne Groß an ihn denken.

Beim Abendessen erzählte Ludwig seiner Mutter, daß er Grete gesehen und gesprochen hatte.

„Ich hab einen frischen Anfang gesetzt.“ sagte er, „aber frag mich nicht mehr!“

Frau Thoid schnappte kein Börtchen heraus. Sie sah, daß Ludwig, was sie auf den Tisch brachte, mit Appetit verzehrte und gehobenen Herzens war. (Fortsetzung folgt.)

Familiengeschichte.

Von Hans Schmidluna.

Wieviel Eltern hat oder hatte jeder von uns? — Zwei. — Wieviel Großeltern? — Vier. — Wieviel Urgroßeltern?

Schon hat sich da leicht ein Allzu-schneller verplappert und antwortet: sechs, und auf die weitere Frage nach den Eltern der Urgroßeltern, nach den Ururgroßeltern, wird das Unfallskind wahrscheinlich die Antwort bereit haben: acht. — Aber nein: von den Großeltern hat doch jedes zwei Eltern, acht zusammen bereits acht, und von diesen acht hat wiederum jedes zwei Eltern, alle zusammen also schon sechzehn. Und noch weiter hinauf? Nicht etwa 24, sondern 32; sodann 64, 128 usw. Mathematisch ausgedrückt: die ebenenartige Selbstmultiplikation von 2, wie wir über das nächste Geschlecht hinausgehen: 2 zur 1. Potenz, d. h. 2; zur 2. Potenz: 4; zur 3. Potenz: 8; zur 10. Potenz: 1024; allgemein: 2 zur nten Potenz.

So schreiten wir von uns aus nach rückwärts oder aufwärts, in einer Reihe von Schichten, die wir als Geschlechter oder Generationen bezeichnen. Und schreiben wir alle ihre Angehörigen fein läuberrich übereinander, also aus selbst unten, darüber unsere zwei Eltern, weiter deren je zwei Eltern, also unsere vier Großeltern, und so fortgesetzt die acht Urgroßeltern usw., so haben wir eine Ahnentafel aufgezzeichnet, in steigender Breite von unten nach oben (meinetwegen auch umgekehrt).

Einen entgegengesetzten Weg können wir gleichfalls einschlagen. Das ist der, welcher von einem der Vorfahren ausgeht. Hatte dieser zwei Kinder und jedes von diesen wieder zwei, so geht es in gleicher Weise wie vorhin steigend in der Zahl zu vier und acht und sechzehn usw. nach vorwärts oder in der Zeit abwärts. Das ergibt einen Stammbaum, in der Aufzeichnung am besten von unten beginnend und nach oben sich in Ästen und Zweigen verbreitend.

Beides läßt sich so verbinden, daß wir von einem Vorfahren, etwa unserem Vater, ausgehen und von da aus nach der einen Richtung rückwärts zu seinen Ahnen, nach der anderen vorwärts zu seinen Kindern und Kindeskindern velterschreiten.

Nachdem wir so weit gekommen sind, können wir weitere Fragen aufwerfen. Und zwar liegen nun ganz besonders solche nahe, aus deren Beantwortungen wir gleich auch Vorteile für unsere sonstige Bildung gewinnen können. Vor allem die Fragen: zu welchen Zeiten haben denn unsere Vorfahren gelebt, und: wieviel Generationen haben denn seit dieser oder jener Zeit gemacht?

Für die letztere Frage lassen wir zuerst mal unsere Jungen raten, wieviel Generationen wohl zu zählen sein mögen seit Karl dem Großen und seit Christus und seit der Gründung Roms und seit den ägyptischen

Pyramiden oder vielleicht seit Hammurabi. Die Antworten werden ja wohl sehr verschieden sein, aber voraussichtlich eine Neigung zeigen, jene Zahl zu überschätzen. Tatsächlich jedoch wird sich aus unseren folgenden Schätzungen ergeben, daß seit Christus vielleicht nicht einmal 70 Generationen zu zählen sind, seit der Gründung Roms nicht einmal 100 und seit den ägyptischen Pyramiden nicht einmal 200.

Jetzt kommt die schwierige und bisher wohl noch nicht mit Bestimmtheit beantwortete Frage, mit welcher Dauer denn eine Generation anzulegen sei. Natürlich kann es sich da nur um Durchschnittsstände, und zwar mit weiten „Streuungen“ zwischen solchen Kulturen, in denen sehr jung geheiratet und Kinderzucht getrieben wird, und solchen, in denen die Verhältnisse ein spätes Heiraten erzwingen. Um nun wenigstens zu irgendeinem Ansatze zu gelangen, müssen wir aus einer möglichst großen Menge von Geburtsdaten herausbekommen, um welche Jahresmenge denn Eltern und Kinder durchschnittlich „auseinander“ sind. Das können wir selbst berechnen, wenn wir nur genügend Material haben.

Man stellt etwa möglichst viele Abstände zwischen Geburtsdatum der Eltern und Geburtsdatum eines Kindes zusammen und zieht daraus den Durchschnitt. Vielleicht bekommen wir dabei einen Ansatze von beinahe 30 Jahren. Es müssen natürlich nicht die Geburtsdaten selbst sein; auch wenn wir in einer gegebenen Zeit das Alter eines Vaters oder einer Mutter oder den Durchschnitt der beiden auf 40 Jahre und das eines Kindes oder den Durchschnitt des Alters von Kindern auf 10 Jahre bestimmen, so sind das Ergebnis 30 Jahre. Man kann es auch noch anders machen: nämlich von sämtlichen erreichbaren Personen einer Generation den Durchschnitt der Geburtstage ziehen und das gleiche mit den Geburtsdaten der nächsten Generation machen. Dieses Verfahren hat aber das Nützliche, daß je eine Generation mit den engeren Verwandten häufiger und meist in eine viel höhere Zeit nach aufwärts oder nach abwärts rückt, daß also, grob gesprochen, der eine viel länger ist als seine Vetter und Wägen, der andere viel älter als sie.

Die bisherigen Versuche, auf diesem Wege vorwärtszukommen, ergaben gar sehr verschiedene Resultate. Jemand fand für Deutschland 36½ Jahre; ich selbst fand für meine Familie ganz ungefähr 28 Jahre. Der Historiker Ottomar Lorenz setzte — ich kann nicht sagen, ob auf Grund einer sehr objektiven Erfahrung — als Generationendauer das Drittel eines Jahrhunderts an, also 33½ Jahre. Er hat dadurch den Vorteil, jedes historische Jahrhundert zu drei Generationen zu rechnen und darauf interessante Geschichtskonstruktionen zu bauen, die freilich nicht ebenso zustimmend anerkannt worden sind wie seine wertvollen genealogischen Studien engeren Sinnes. Nach seinem Ansatze haben wir die Fragen nach der Generationenzahl seit irgendeinem historischen Ereignis sofort leicht beantwortet. Danach würden seit Christus ungefähr 57 Generationen verlossen sein.

Im folgenden mache ich den Versuch, die von mir oben angelegte Zahl des Generationenabstandes dahin genauer zu bestimmen, daß nicht wie bei Lorenz auf ein Doppeltjahrhundert 6 Generationen kommen, sondern auf diese Zeitspanne vielmehr 7. Die Dauer jeder einzelnen Generation beträgt dann 23,57 Jahre. Auch auf diesen Ansatze darf man sich nicht zu viel einbilden; aber er ist wenigstens ein nicht allzu ausgefallener Anhalt, durch den wir Beispiele beispielsweise ausrechnen können, überdies wenigstens einigermaßen mit einer Abrundung. Die Zahl der Generationen seit einem geschichtlichen Ereignis wird jetzt natürlich

höher als bei Lorenz, beträgt also seit Christus etwa 68 Generationen, seit den Punischen Kriegen (zirka 200 vor Christus) etwa 73 Generationen.

In dieser Weise geht es nach aufwärts oder rückwärts. Es geht aber ebenso nach abwärts oder vorwärts. Zuerst können wir abermals raten lassen, welches denn die Zeit sein mag, in der unsere Urentel oder andere „Kindeskinder“ leben oder speziell „blühen“ werden. Nachdem dann auch da hin und her geraten sein mag, beginnen wir die Ausrechnung. Und zwar so, daß wir uns oder das „Ich“ (den sogenannten „Fossilanten“ auf das Jahr 1917 ansehen, mit der Annahme, daß wir in diesem Jahr auf unserem Höhepunkte sind oder meinetwegen auch erst geboren werden. Dann fällt die gleichwertige Zeit unserer Kinder engeren Sinnes in das Jahr 1946, die unserer Enkel in das Jahr 1974, die unserer Urentel ins Jahr 2003. Es folgen die Jahre 2031, 2060, 2088, 2117. Mit dem letztgenannten Jahr würden zwei Jahrhunderte oder sieben Generationen vorüber sein.

Wir tun auch gut, die Generationen zu nummerieren. Der „Ich“ oder die „Wir“, von denen ausgegangen wird, sollen die erste Generation heißen. Dann heißt die unserer Kinder die zweite, die unserer Enkel die dritte usw. In gleicher Weise können wir nach aufwärts rechnen. Ich, der ich meine Vorfahren suche und im Jahr 1917 lebe, nenne mich die „erste“ Generation, meine Eltern die zweite nach aufwärts oder rückwärts, meine Großeltern die dritte, meine Ururgroßeltern die vierte, meine Ururgroßeltern die fünfte Generation usw. Wenn wir nun all das in eine Tabelle zusammenzustellen suchen, so bekommen wir einen bequemen Ueberblick auch über die historische Lage. Vorher aber kann uns noch eine merkwürdige Bestimmung auf einen ganz analogen Fall interessieren. Es gibt nämlich eine alte Sage, daß dem Erfinder des Schachspieles irgendein König freigestellt habe, sich eine beliebige Gnade auszubitten. Der Erfinder aber soll so bescheiden gewesen sein, daß er lediglich bat, ihm auf das erste von den 64 Feldern des Schachbrettes ein Erbsenkorn zu legen und ihm auf jedes nächste Feld oder für jedes nächste Feld das Doppelte der vorhergehenden Anzahl zu geben. Da glaubte wohl jener König ebenso, wie es uns selbst passieren kann, daß dies eine recht einfache Sache sei, etwa so, wie wenn man immer die Zahl 2 zur vorhergehenden Anzahl hinzuaddiert, statt diese, wie es dort erbeten war, mit 2 zu multiplizieren. Jetzt mag gleich die rechte Kunst unserer Jungen einsehen und versuchen, wie weit sie kommt. Wahrscheinlich wird schon nach verhältnismäßig wenig Feldern die Verblüffung ganz gewaltig sein. Beim Beginn der dritten Felderreihe, auf dem 17. Feld, müssen bereits 65 536 Körner liegen. Und so sehr wir heutzutage an das Herumwerfen mit Milliarden gewöhnt sind: an den Bedarf des 64. Schachbrettfeldes reichen auch unsere Reichsanleihen und Aristokratien nicht im entferntesten heran.

Es handelt sich ganz einfach wieder um den arithmetischen Witz mit der nten Potenz von 2 — das genau gleiche wie bei den Generationen nach aufwärts, die von der 1. Potenz der 2 durch dessen weitere Potenzen hinaufsteigern, nachdem für die „erste“ Generation, für das „Ich“, die Anzahl 1 als nullte Potenz von 2 dargestellt werden konnte. Hier steht also die erste Generationsnummer und Brettfeldnummer; es folgen die weiteren bis hinauf zu 64 auf dem Schachbrett und noch beliebig weiter in den Generationen.

Beachtenswerte Worte. Die Musik kann nie und in keiner Verbindung, die sie erlangt, aufhören, die höchste, die erfindendste Kunst zu sein. (R. Wagner.)